

Für Jonte

Vorangehende Doppelseite:
Ausschnitt aus einer Karte, die Friesland und seine
Umgebung zur Zeit des Frankenreichs 486 bis zum Ende
der Merowinger-Herrschaft im 8. Jahrhundert zeigt.

Historische Einordnung

Friesland im späten 7. Jahrhundert nach Christus. Die Friesen leben ruhig und in Frieden, sie treiben Handel, bebauen ihre Äcker und behaupten sich gegen die gefräßige See. Doch dann dringt von Süden ein gefährlicher Feind in die friesische Heimat ein. Die Franken wollen Friesland den wahren Glauben bringen, die Botschaft ihres gekreuzigten Gottes, aber in Wahrheit wollen sie erobern, die Friesen unterwerfen. Die sammeln sich hinter ihrem Fürsten Radbod, um für ihre Freiheit zu kämpfen.

Über den Friesenfürsten Radbod weiß man wenig. Es ist nicht einmal klar, welchen Status an „Nobilität“ er besessen hat, ob er König oder eher eine Art Herzog gewesen ist. Auch seine Herrschaftszeit kennt man nur grob, sie wird zwischen 680 und 720 n. Chr. gelegen haben.

Von seinem Reich ist deutlich mehr überliefert. Es wird in der Literatur immer wieder „großfriesisch“ genannt und als ein beträchtlicher Küstenstreifen beschrieben, der sich vom Zwin bei Brügge (ein um 1100 durch eine Sturmflut entstandener Meeresarm, der im 16. Jahrhundert versandete) bis zur Weser erstreckte. Die Küstenlage und der Zugriff auf den Rhein boten den Friesen einen gediegenen Wirtschaftsraum und machte sie zu einem der erfolgreichsten Handelsvölker ihrer Zeit. Sie betrieben ihre Geschäfte, wie es damals üblich war, handelten mit Produkten aus der eigenen Fertigung, Fellen und Tuchen, aber auch mit Sklaven. Dabei reisten sie für die damalige Zeit weit, man weiß von friesischen Sklavenhändlern auf den britischen Inseln.

Vor Radbod herrschten andere Herren in Friesland, die Forschung berichtet etwa von Aldegill und mindestens einem Ritzard. Aldegill hat sich neben dem Deichbau vor allem um die Konsoli-

dierung des Reiches gekümmert, während Ritzard II. sich bereits erster fränkischer Übergriffe erwehren musste. Radbod aber ist der prominenteste aller friesischen Fürsten. In seine Regierungszeit fallen die Höhepunkte des Freiheitskampfes der Friesen gegen die Franken.

Aus epischen Gründen stellt der vorliegende Roman (zweiter einer geplanten Reihe) die Verläufe anders dar, als wir sie heute zu kennen glauben. Der Freiheitskampf der Friesen durchläuft intensive Phasen. Die im Buch geschilderten Lebensumstände des friesischen Herrschers, seine familiären Bindungen und sein Bündnis mit den Sachsen und den Dänen sowie die gemeinsamen Feldzüge sind erzählerische Elemente, die in der Fantasie des Autors wurzeln. Bei der angefügten Karte stimmt die Verteilung der Herrschaftsräume. Markierte Grenzverläufe nach heutigem Verständnis existierten jedoch noch nicht, weshalb auf ihre Darstellung verzichtet wurde.

Abschließend wird noch einmal auf den fiktiven Charakter der Vorlage verwiesen. Sie nimmt sich erzählerische Freiheit, wo dies mir dienlich erschien. Der geneigten Leserschaft wird empfohlen, sich zur Vervollständigung des Bildes weiterer Quellen zu bedienen, die allerdings nicht sehr zahlreich sind.

Zum Seleit

Nachdem es Radbod gelungen ist, ein Heer der Franken unter deren König Pippin zu schlagen, zieht er sich zunächst in seine Heimat nach Friesland zurück. Seine Krieger sind vielfach auch Bauern, die ihre Felder bestellen und für das Auskommen ihrer Familien sorgen müssen. Radbod nutzt die Zeit, um sein Reich zu ordnen und Bündnisse zu festigen. Er hat die Sachsen und die Dänen als Waffenbrüder an seiner Seite, doch diese beiden Stämme haben auch eigene Sorgen. Die Dänen sind durch innere Konflikte belastet. Der König Sven Samtauge ist durch einen Putsch gegen seinen Vater Offa Silbernase an die Macht gelangt und sieht sich Widerständen gegenüber. In ihrem Mittelpunkt steht seine Mutter Badrug, die dem Sohn den Vatermord nicht verzeiht, sich gegen ihn verschwört und an seiner Beseitigung arbeitet. Den Sachsenkönig Widukind bedrängt ein Grenzkrieg gegen slawische Verbände im Osten seines Reiches.

Aber auch in Friesland bleiben die Zeiten schwierig. Radbod hat Sorgen, sogar unter dem eigenen Dach. Seine Frau Hildrud ist ihm gram, weil der König es für richtig hielt, die dänische Prinzessin Sulla als Nebenfrau zu nehmen; zur Festigung des Bundes mit Sven Samtauge. Zudem ist mit der ebenso schönen wie geheimnisvollen Händlerin Ragnög eine weitere Frau in Radbods Leben getreten. Zu allem Überfluss zeigt sich, dass sein Sohn keine Veranlassung hat, einmal die Last der Krone tragen zu können. Der Prinz ist launisch, herrisch und maßlos in allen Dingen. Er köpft vorbeilaufende Hühner mit seinem Holzsword und ist aufsässig gegen jede Form der Unterordnung. Das sorgt den Vater, der weiß, dass nicht befehlen lernt, wer nicht gehorchen kann. Der Friesenkönig fühlt sich wie ein Gaukler auf dem Jahrmarkt, der mit vier, fünf, immer mehr Kugeln jonglieren muss, von der keine zu Boden fal-

len darf. Nur mit Mühe gelingt es ihm, die Vielzahl der Probleme zu meistern.

Dann rührt sich der fränkische Feind erneut. Pippin sinnt auf Rache, er ist erstarkt, das Heer hat sich erholt und will die Schmach der letzten Niederlage auswetzen.

Der Königsreim

Ich sitze Radbod, dem Sohn meines Sohnes, am Feuerplatz gegenüber. Früher hielt ich ihn auf den Knien, aber dazu ist er inzwischen zu schwer und zu groß. Sein heller, wacher Blick wärmt mir das Herz. Er lernt rasch und stellt die richtigen Fragen. Manchmal denke ich darüber nach, warum der Junge vieles besitzt, das seinem Vater fehlt. Er ist beherzt und trotzdem abwägend sowie gerecht, ohne weich zu sein. Er weiß genau, wann man sich zurücknehmen muss und wo es gilt, mit harter Faust zu greifen. Oder zu schlagen. Aus diesem Holz schneidet man Könige. Mein Sohn dagegen ist spröder als trockener Ton, wenn es besser ist, sich zu biegen. Er ist scharf wie ein ausgehungertes Bluthund, wo Milde richtig ist. Und er ist schwach im Zechen. Man kann als Fürst ein mäßiger Sänger sein, auch als Jäger eher einer von vielen. In jedem Heer gibt es Kämpfer, die ihrem König mit der Klinge voraus sind oder fester im Sattel sitzen als dieser, was keine Schande ist. Aber den Umgang mit Met und Bier muss man beherrschen. Entweder durch einen festen Magen und harten Kopf oder durch kluge Zurückhaltung. Radbod besitzt weder das eine noch das andere und das ist eines Fürsten unwürdig. Ich habe mit dem Sachsen Widukind ganze Nächte getrunken, auch mit Sven Samtauge, dem König der Dänen, und immer ging es dabei um Fragen des Krieges oder um Macht. Dann kommt es vor allem darauf an, sich zu behaupten, seinen Geist einen Gedanken klarer und den Willen um einen Entschluss härter zu halten als die anderen. Radbod sieht das nicht. Er trinkt bedenkenlos und verliert die Kontrolle über sich. Als Krieger macht er diese Schwäche durchaus nicht wett. Vielmehr handelt er oft auch hier ohne Blick auf das Ende. Er ist im Kampf tollkühn, greift ungestüm an, wo es weise wäre zu stehen oder gar zu weichen. Ich habe das häufig erlebt und es hat mich viele Männer gekostet. Radbod ist

mein Sohn, aber er ist kein Heerführer und kein Herrscher. Das ist auch ein Grund, weshalb ich ihn nicht auf den Thron gehoben habe. So bin ich womöglich länger König geblieben, als es meinem Volk gutgetan hat, aber ich hatte keine Wahl. Mein Enkel war zu jung und mein Sohn war untauglich.

Wie jedem Königssohn stand auch meinem Radbod ein Stab an Getreuen zu, eine Gruppe junger Männer, die ihn heranwachsend begleiten und die eines Tages zur Elite am Hof gehören würden, wie es bei den Friesen Sitte war. Höchste Ämter in der Führung von Staat und Heer warteten auf sie. Gewöhnlich kommen diese Jungen aus gehobenen Familien, der Prinz wählt jeden einzelnen selbstständig aus. Dabei folgt er, selbst noch ein halbes Kind, mehr dem Herzen als dem Verstand, weshalb der Vater mit sanftem Druck dafür sorgt, dass niemand in diesen Kreis gerät, der erkennbar nichts taugt. Mein eigener Vater hat es so gehalten und seine Vorväter auch. Ich muss bekennen, dass mir das bei Radbod nur unvollkommen gelungen ist. Er hat sich mit Leuten umgeben, die seinem unsteten Wesen Nahrung gegeben haben. Da waren die Schwachen, sie machten mir weniger Sorgen. Aber es gab auch die anderen, die Starken, Männer, die ihn und seine Fehler missbrauchten, die ehrgeizig waren und gerissen, klüger als mein Sohn. Und diese beunruhigten mich und ich behielt sie im Auge.

Auch Arnulf, der Feldhauptmann des friesischen Heeres, tat dies mit wachem Misstrauen. Er warnte mich eines Tages vor einem möglichen Attentat auf meinen Enkelsohn. Drei Getreue Radbods, die Durchtriebenen, hatten klar erkannt, dass ich in der Thronfolge den Enkel vorziehen würde, und sie sahen in der Folge ihre Felle davonschwimmen. Sie hatten wohl den Plan gefasst, den kleinen Radbod zu ermorden. Arnulf konnte mir glaubhaft erklären, wie die Tat vonstattengehen sollte. Der Junge wäre in einem nahen Gewässer ersäuft worden. Es sollte aussehen wie ein Unglücksfall. Ich ließ diese drei Männer hinrichten, nachdem sie unter der Folter gestanden hatten. Sie starben den Soldatentod durch das Schwert, obwohl sie ihn eigentlich nicht verdienten. Ihre Familien verstieß ich. Mein Sohn und der Rest seiner Gefährten blieben nur am Leben, weil Arnulf mir versicherte, sie seien in den Plan nicht eingeweiht gewesen. Auch konnte man ihnen nichts Derarti-

ges nachweisen. Eines nachts saß ich mit Radbod am Feuerplatz und stellte ihn zur Rede. Wir waren allein. Er war müde und wollte in die Bettstatt, aber ich ließ ihn nicht. „Was sind das für Schweine, die du dir als Getreue ausgesucht hast?“, fuhr ich ihn zornig an. „Sie planen die Ermordung deines Sohnes, der noch ein Kind ist, und du lässt sie gewähren.“ Radbods Augen waren da schon klein, er hatte getrunken, bis ich ihm den Krug aus den Händen gerissen hatte. „Du hast sie mir genehmigt“, maulte er, „und von diesen Plänen wusste ich nichts.“

„Das behauptest du. Ich weiß nicht, ob ich dir das jemals glauben kann!“, stieß ich gallig hervor.

„Arnulf hat es so gesehen“, gab er gleichmütig zurück, und fuhr dann träge fort: „Du hast die drei ermorden lassen und damit ist die Sache aus der Welt.“ Danach erhob er sich unsicher. Schon an der Wortwahl war zu erkennen, welche Sorgfalt Radbod in Dingen des Verstandes an den Tag legte; nämlich keine. „Ich habe sie nicht ermorden lassen, sondern sie wurden bestraft. Und du gehst, wenn ich es erlaube, nicht eher!“ Er blieb dann noch eine Weile hocken, aber nur so lange, bis ich seinen Anblick nicht mehr ertrug. „Geh’ mir aus den Augen!“, fauchte ich irgendwann, er kam taumelnd auf die Füße, und ich blieb mit schwarzem Herzen zurück. Ebenso bitter wie die Sache selbst war mir Radbods Unverständnis über ihre Tragweite. Denn mit der Hinrichtung der drei Männer war die Geschichte keineswegs aus der Welt. Sie wirkt fort und beschäftigt mich noch heute, da ich ein alter Mann bin. Danach habe ich meinen Sohn von Führungsaufgaben ferngehalten. Radbod diente als einfacher Reiter im Heer wie alle anderen. Er hat daraus die Konsequenzen gezogen und verschwand eines Tages mit den Leuten aus seinem Umfeld. Arnulf hatte geschäumt. Der Feldhauptmann meines Heeres forderte harte Maßnahmen. „Radbod ist ein friesischer Prinz, immer noch, trotz allem!“, grollte Arnulf. „Er flieht von seinem Feldzeichen¹, muss zurückgeholt werden und bestraft. Die anderen auch.“

¹ Entspricht der Fahnenflucht; eigenmächtiges Fernbleiben von der Truppe oder der militärischen Dienststelle in der Absicht, sich den militärischen Verpflichtungen zu entziehen.

„Wir sind nicht auf dem Schlachtfeld, Arnulf“, wies ich ihn zu-
recht. Damit konnte ich ihn nicht beeindrucken. „Wir sind jetzt
nicht auf dem Schlachtfeld, Herr, das stimmt, aber wir sind noch
immer im Krieg mit den Franken. Der nächste Waffengang wird
kommen. Doch Radbod und seine Burschen sind geflohen. Das
kannst du nicht hinnehmen.“ Seine Hartnäckigkeit begann mich
zu ärgern, finster sah ich ihn an. Wir wussten beide, was er meinte.
Flucht aus dem Heer konnte nur eine Sühne finden: den Tod. Da
stieß Arnulf brutal in meine offene Wunde: „Denke auch an deinen
Enkelsohn, Herr. Solange dieses Gesocks lebt, ist sein Leben stets
in Gefahr.“ Arnulf war mir gegenüber immer ohne Scheu, das zeig-
te auch die Offenheit, mit der er meinen Sohn und dessen Kump-
ane als Gesindel bezeichnete. Ich bedachte seine Worte mit größter
Sorgfalt. Dann sagte ich: „Wenn ich ihn jetzt hier hätte, würde er
die Klinge kosten und die anderen auch.“ Ich hob den Blick und
ich bin sicher, dass meine Augen gelodert haben. „Aber er ist nicht
hier. Was soll ich nach deiner Meinung tun? Hinter ihm herjagen?
Ihn mit einer Hundertschaft Reiterei suchen lassen? Wir haben ge-
wiss anderes zu tun, du sagst es ja selbst.“ Ich spuckte wütend aus,
hart vor meine Stiefelspitzen. „So mag er bleiben, wo ihn die bösen
Götter peinigen“, schloss ich grob, „aber auf meinen Enkel müssen
wir aufpassen, da gebe ich dir recht.“ Arnulf sagte lange kein Wort
und wandte sich endlich rüde ab. Die Familien der Geflohenen
verbannte ich vom Hof, nur Radbods Frau Thordis behielt ich bei
mir. Sie war die Mutter meines Enkelsohns und eine gute Frau.

In jener Zeit erschien mir mein Leben besonders bitter. Ein Kö-
nig hat immer mit Feinden zu kämpfen, das gehört zu seinen
Pflichten als Fürst seines Volkes. Aber dabei handelt es sich, den
Göttern sei Dank, in der Regel um äußere Feinde. Um Gegner, die
ihn, sein Land und seine Leute bedrohen. So wie die Franken es
damals taten. Um diesen Kampf zu bestehen, braucht ein Herr-
scher seine ganze Kraft. Sie nährt sich zu erheblichen Teilen aus
dem Frieden im Reich. Aus dem inneren Frieden. Und der beginnt
unter dem eigenen Dach. Königin Hildrud, meine Frau, hat ihn
nicht befördert und das war, wenigstens zum großen Teil, meine
eigene Schuld. Ich war unduldsam mit ihr und ich habe sie verletzt.
Nicht nur wegen Ragnög, der schönen, aber zugleich gefährlichen

Handelsherrin, der ich verfallen war und die mir in manchen
Träumen heute noch begegnet. Auch durch meine Vermählung
mit Sulla, der Tochter des Dänenkönigs Offa Silbernase, den sein
Sohn Sven Samtauge brutal ermorden ließ, um selbst König zu
werden. Sulla hat sich Hildrud willig untergeordnet. Sie hat sogar
darauf verzichtet, aus unserer Heirat erkennbare Ansprüche abzu-
leiten, aber das hat Hildrud nicht befriedet. Ihr reichte es, dass
Sulla existierte. Meistens herrschte Ruhe zwischen den beiden,
manchmal sogar eine Art Einvernehmen, doch das war Schein. Ein
schöner Mantel, der Hässliches verhüllt. Wie ein Burgfriede, der
offenen Zwist verdeckt, solange das feindliche Heer vor den Toren
steht. Dass Sulla vor ihrer Zeit gestorben ist, hat mich lange ge-
quält. Aber sie war offensichtlich krank. Vielleicht wurde sie durch
eine List vergiftet, auf hinterhältige Weise, allmählich, in kleinen
Gaben. Dahinter könnte dann Hildrud gesteckt haben, aber sie
hätte dazu mindestens eine der Küchenmägde auf ihre Seite ziehen
müssen, heimlich, verdeckt, ohne dass es offenkundig geworden
wäre. Daran wollte ich nicht glauben, es hätte mich zu sehr er-
schreckt. Ich habe lange um Sulla getrauert. Unsere gemeinsame
Tochter Joke, die mich heute noch pflegt, war mir ein Lichtblick in
trüber Zeit, obwohl sie als Kind einer Nebenfrau von der Thron-
folge ausgeschlossen war.

Doch ich schweife ab, und das ist übel, denn viel Zeit bleibt mir
nicht mehr. Ich muss die Dinge so berichten, dass mein Enkel sie
für die Nachwelt bewahrt, wahrheitsgemäß und auf das Wesentli-
che beschränkt. Den Gesängen der Skalden vertraue ich nicht. Sie
singen ihre Lieder so, dass sie den Herrschenden gefallen. Also
sind sie es gewohnt zu lügen, mindestens aber schmeichelnd zu
übertreiben. Radbod auf seinem kleinen Schemel ist von solchem
Laster frei. Er wird die Geschichte der Friesen unverfälscht in die
Welt tragen. Wenn ich mich gut genug fühle, besteigen wir unsere
Pferde und reiten durch mein kleines Reich. Es ist die Insel Fosete-
land², die mir die Franken als Exil gelassen haben. Bei einem dieser
Ritte hat mich der Junge mit einer Bemerkung überrascht, auf die
sein Vater niemals gekommen wäre. Wir waren an die Küste ge-

² Helgoland.